Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 80 (1971)
Heft: 5

Artikel: Gesucht : Rotkreuz-Spitalhelferinnen
Autor: Stark, Helen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974514

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gesucht: Rotkreuz-Spitalhelferinnen

Helen Stark

Das Inserat in der Zeitung kostet mich keine zehn Minuten der Ueberlegung. Die Gelegenheit kommt wie gewünscht: Ich erwarte unser erstes Kind, habe viel freie Zeit, bin in praktischen Belangen unerfahren und erachte es als bitternötig, in Sachen Krankenpflege so viel als möglich zu lernen. Nichts steht mir im Wege, zwei Abende pro Woche diesem Rotkreuz-Spitalhelferinnenkurs zu opfern, wenn «opfern» in diesem Zusammenhang überhaupt das richtige Wort ist. Also melde ich mich an.

Wir sind vierzehn Frauen, alle bestrebt, innerhalb dreier Monate nützliche Hilfskräfte zu werden. Frauen verschiedenen Alters und aus ganz verschiedenen Kreisen. Beweis dafür, dass eine Spitalhelferin an keinerlei Normen gebunden ist. Hauptsache, dass sie lernen will, wie man Umschläge, Kompressen und Verbände macht, wie man Puls- und Fiebertabellen führt, wie die Ganzwaschungen eines Patienten gemacht werden, wie Spritzen ausgewaschen sein sollen, wie man Herzkranke pflegt, wie die Betten Schwerkranker frisch zu beziehen sind und worauf bei der Pflege eines kranken Menschen im allgemeinen und besonderen zu achten ist. Wir führen Hefte und Tabellen, hören uns Vorträge eines Arztes an, lassen uns in Krankenpflege unterweisen, fühlen uns von Kursabend zu Kursabend sicherer und geschickter und empfinden am Schluss die Uebergabe des blauen Arbeitskleides und der weissen Schürze mit dem roten Kreuz als kleinen persönlichen Sieg über die Vorurteile der daheimgebliebenen Frauen: Spitalhelferin? Wozu? Ein Tropfen auf einen heissen Stein!
Zugegeben: Als Tropfen bin ich mir während der zahlreichen Einsätze in jenem Bezirksspital nicht eine Minute lang vorgekommen. Wenn schon, dann eher als Tropf, der im entscheidenden Augenblick nicht mehr wusste, ob der frischoperierten Frau G. vier oder nur zwei dieser orangefarbenen Pillen zu verabreichen waren. Aber «black outs» solcher Art hat man mit sich selber auszufechten, geschehen ausserdem öfter als man annimmt und werden von den Schwestern verziehen. Die letzte Verantwortung tragen ja sie. Sie überwachen unsere Arbeit. Wir haben uns ihrem Befehl zu fügen, unterstehen ihnen und haben kein Recht darauf, uns während der Besuchszeiten in der adretten Uniform als Oberschwestern aufzuspielen. Oder mit einem Mater-dolorosa-Blick die kranke Welt heilen zu wollen. Oder der uns zugewiesenen Schwester Ratschläge zu erteilen. Was wir zu tun haben: Der Abteilungsschwester kleine, ermüdende Gänge abnehmen, ihre Anweisungen genau befolgen, einfache Assistenzarbeit leisten und so exakt, so geschickt und so unaufdringlich als möglich auf der zugeteilten Abteilung mithelfen.

Was aber von aussen unscheinbar wirkt, was von der Schwester als willkommene Hilfe empfunden wird, berührt uns Helferinnen doch noch auf ganz andere Art. Die meisten der Kursteilnehmerinnen müssen sich während eines Arbeitseinsatzes zum erstenmal direkt mit dem Spital auseinandersetzen. Mit einer Welt, deren Ausstrahlung ungemein stark berührt und nachhaltig einwirkt. Eine herausfordernde Welt, die uns zwingt, uns von uns selbst loszureissen, um uns dem andern zuzuwenden. So kann ein mehrtägiger Arbeitseinsatz zu einer Art Seelenwäsche werden, wonach man seine eigenen Probleme und Konflikte in einem viel nüchterneren, richtigeren Licht sieht. Wonach man vielleicht wieder etwas dankbarer wird dafür, dass man gesund ist, so gesund und stark, dass man weniger begünstigte Menschen betreuen kann. Diese Seite des Spitalhelferinnen-Themas erachte ich als mindestens so wichtig wie die rein praktische. Es sei mir aber erlaubt, von beiden Warten aus ein paar Eindrücke meiner Arbeit hier wiederzugeben.

Auf der Geburtsabteilung herrscht Mangel an Hilfskräften. «Ob ich gleichzeitig für die erkrankte Säuglingsschwester und die nach Italien verreiste Signora Maria einspringen würde?» werde ich gefragt. «Oder ob ich vielleicht lieber»... Auf so viel Rücksichtnahme bin ich nicht gefasst. Sie ist gut und lieb gemeint, aber für mein Empfinden falsch am Platz. Wer fragt uns Spitalhelferinnen noch nach unseren Wünschen, wenn eine Krise, wenn Krieg ausbricht und man uns in Lazaretten, in Notstationen oder Luftschutzkellern braucht? — Ich sage zu und begrüsse den Zufall, als schwangere Frau auf jener Abteilung zu arbeiten, wo ich in absehbarer Zeit mein erstes Kind zur Welt bringen werde.
An einem Sonntagmorgen punkt halbacht Uhr erscheine ich im vollen Ornat und nach Vorschrift zurechtgemacht (das heisst: ohne Armbanduhr, ohne Schmuck, ohne Parfum, und mit flachen, bequemen Schuhen) vor dem Säuglingszimmer, in dem an die fünfundzwanzig Neugeborene um die Wette schreien und für die zweite Mahlzeit zurechtgemacht werden. Wo ist Schwester Margrit, die Hebamme? Wo sind die anderen weissen Geister, die ich von der vergangenen ersten Begrüssung her flüchtig kenne? Etwas scheint hier los zu sein. Als ich die Lernschwester vor dem Wickeltisch nach dem Grund für dieses Chaos fragen und mich ihr vorstellen will, geht die Tür des Geburtszimmers auf. Schwester Margrit und Schwester Inge stehen plötzlich vor mir: Die eine drückt mir ein nacktes, glitschiges Etwas in die Arme, die andere schiebt mir das Becken mit der Nachgeburt in die Hand: «Oelen, putzen

und ankleiden! Aber schnell» ... und schon ist die Türe wieder zu. Um Gottes willen! Was hatte das zu bedeuten? Liegt da am ersten Tag meines ersten Einsatzes ein kaum minutenaltes Menschlein in meinem Arm, zitternd, gezeichnet von Spuren einer schweren Geburt. Ich bin wie gelähmt, unfähig, mich mit diesem Wunder im Arme zu bewegen, geschweige denn endlich etwas Vernünftiges zu tun. Bis die Lernschwester mich am Arm fasst und mir den Platz am Wickeltisch zuweist, wo sie bereits sämtliche Fläschchen, Decken und Kleidchen vorbereitet hat. Eine halbe Stunde später darf ich das Kind der Mutter bringen, eine Italienerin. «Eeee! Tu auch!» ruft sie mir entgegen, auf mein Bäuchlein zeigend, «grosse Glück! Ganz grosse! Grazie! Grazie mille!» Und nimmt ihr Kind in Empfang mit Augen, die ich nicht vergesse.

Durch diese unerwartet schwere Geburt hat sich die Arbeit auf der Abteilung verzögert. Jetzt gilt es, flinkes Arbeiten zu beweisen. Man überlässt mir zwölf Säuglinge, die innerhalb einer halben Stunde gewickelt sein sollen. Immer mit dem Hinweis auf die roten und blauen Umschwinger: rot für die Buben — blau für die Mädchen. Und ich beginne Popos zu waschen, zu ölen, mit Nabelbinden zu fechten, steife Schlüttchen anzuziehen, Näschen zu putzen und mehr oder weniger behaarte Köpfchen zu bürsten, lege die Geschöpfe ins Bett zurück, wasche meine Hände und schicke mich an, die Kinder ihren Müttern zum Trinken zu bringen, in der Genugtuung, mit der knappen Zeit fertig geworden zu sein. Ich gehe von einem Zimmer zum andern, werde hier und dort begrüsst und mit kritischem Blick als «die Neue» begutachtet. Im Zimmer 34 ist ein Kind trinkfaul, im Zimmer 29 weigert sich Frau K. beharrlich, ihrem Buben Muttermilch zu geben. «Bringen Sie mir einen Schoppen! Ich mache dieses sentimentale Milchgeschäft nicht mit!» ruft sie mir zu, «ausserdem geht dabei meine Figur flöten!» Auf einmal ein Schrei aus einem Zimmer: «Sie haben mir ein falsches Kind gebracht! Das ist ja gar nicht meine süsse Sonja! Das ist ... das ist ein Bub!» Und richtig! Ein strampelnder kleiner Mann liegt ausgewickelt auf dem Bett der empörten Frau, erstmals zufrieden und still in seiner Heimatlosigkeit. Rasch kleide ich ihn wieder an, merke mir seine Nummer am Handgelenk und bringe ihn ins richtige Zimmer wie Schwarzware über den Zoll. Mir wird allmählich heiss. Habe ich in dem Kurs überhaupt etwas gelernt? Bin ich hier eine Hilfe? Bin ich nicht vielmehr eine unmögliche kleine Person, die allen im Wege steht und falsch macht, was man falsch machen kann? Aber für eine Antwort fehlt mir die Gelegenheit. Plötzlich drückt mir Schwester Margrit Vim und Putztuch in die Hände mit der Bitte, sämtliche Waschbecken zu reinigen. Und ich gehe putzend von Zimmer zu Zimmer, erstaunt, wie Wöchnerinnen ihre Spitalzeit zubringen. Die meisten Betten ähneln Kiosken und Südfrüchteläden ... aber das hat mit meinem Einsatz nichts zu tun ... also weiter! Zur Totalreinigung des Säuglingszimmers! Zum Aufrollen der gewaschenen Binden! Zum Verteilen des Tees, der Blumen und der Post! Gegen Mittag zeichne ich für das Verteilen des Essens verantwortlich und bin danach so erschöpft, dass ich mit den Schwestern am Mittagstisch kaum mithalten mag. Am Nachmittag wiederholt sich die Arbeit. Eine Ausnahme bildet die Besuchszeit und meine damit verbundene Aufgabe, Grossvätern und Grossmüttern die Säuglinge ans Fenster zu bringen und sie mit einer entsprechenden Miene davon zu überzeugen, dass Robert oder Annemarie das schönste Kind ist, das in diesem Spital je zur Welt gekommen ist.

Um sechs Uhr ist mein Arbeitstag beendet. Mit geschwollenen Beinen und hochrotem Kopf verlasse ich das Spital und staune am folgenden Morgen, wie frisch ich für den zweiten Einsatz schon wieder bin. Aber die innere Frische droht zusammenzubrechen, als ein hochschwangeres Mädchen in Begleitung seiner Mutter auf mich zukommt, nach Schwester Margrit fragt und die ganze Umgebung mit einem spöttischen Lächeln begutachtet. Eine Stunde später ist das Kind auf der Welt. Wiederum darf ich es der jungen Mutter ans zeitungsübersäte Bett bringen. Aber sie liest weiter, begutachtet diesmal Nackedeis und Schlagerstars und übersieht mich. Als ich sie darauf aufmerksam mache, dass ich ihr die kleine Petra geben will, schreit sie mich an: «Fort damit! Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe!» und kehrt mir den Rücken zu.
Am letzten Arbeitstag herrscht bei meiner Ankunft auf der Abteilung eine ähnliche Unruhe wie am ersten Tag, bloss gedämpfter, gedrückter ist sie. In einem Nebenzimmer sind Frauenarzt, Chefarzt und Schwestern versammelt. In der Nacht sind zwei Kinder geboren worden, das eine ist tot, das andere mit offenem Rücken. Mit bewundernswerter Ruhe und Sachlichkeit wird beraten. Ich stehe daneben, höre zu, muss schlucken und würgen und empfinde Vim, Putztuch und Desogen an diesem Morgen als Rettung. Danach gehen Wickeln, Essenverteilen, Blumenpflegen und Fiebermessen wie am Schnürchen. Im Nu ist es Abend — zum letztenmal. Freilich bin ich müde, aber nur in körperlicher Hinsicht. Innerhalb dieser Einsatztage bin ich — so scheint mir — einer Welt begegnet, die mich über das Ziel des Spitalhelferinnenkurses hinausgeführt hat. Erinnere ich mich daran, höre ich immer jene Italienerin, die nach sechs

erfolglosen Tagen am siebten auf meine Nachricht, ihr Pietro habe fünf Gramm Muttermilch getrunken, in die Hände klatscht, ins Kissen sinkt und ruft: «Cinque grammi! Grazie! Maria mia! Cinque grammi! Qu'è bello il mondo!»

Dass eine Rotkreuz-Spitalhelferin ihren Dienst auf einer Neugeborenenabteilung leistet, wird sicherlich die Ausnahme bilden. An anderen Orten, zum Beispiel in Heimen für Betagte und Chronischkranke, ist die Personalnot oft noch viel grösser, und gerade dort wird man dankbar sein für den Einsatz von Rotkreuz-Spitalhelferinnen. Eines aber steht fest: Wohl jede Helferin, gleichgültig, ob sie jung oder alt ist, hat Freude an ihrer Arbeit, die ihr einen Einblick in eine bis dahin meist noch völlig unbekannte Welt vermittelt.

Wenn man immer wieder vom Mangel an Pflegepersonal spricht, dürfte man das Augenmerk der Oeffentlichkeit gewiss auch einmal auf die Arbeit der Rotkreuz-Spitalhelferinnen lenken, die wesentlich zur Entlastung der Spitäler beitragen. Schätzungsweise 15 000 bis 20 000 Arbeitstage pro Jahr werden von Rotkreuz-Spitalhelferinnen geleistet. In dieser Zahl ist auch das zur Ausbildung gehörende Spitalpraktikum inbegriffen. Insgesamt sind zurzeit 6043 Rotkreuz-Spitalhelferinnen beim Schweizerischen Roten Kreuz registriert, das heisst, diese Helferinnen haben sich verpflichtet, im Katastrophenfall einzuspringen. Seit Anfang dieses Jahres sind neue Richtlinien für die Ausbildung von Rotkreuz-Spitalhelferinnen in Kraft. Danach besteht die Möglichkeit, dass die Rotkreuz-Spitalhelferinnen für ihren Einsatz vom Spital entschädigt werden, wenngleich in aller Deutlichkeit festgehalten werden muss, dass es sich nur um gelegentliche Einsätze handelt und somit die Rotkreuz-Spitalhelferin keineswegs eine neue Berufsgruppe im Spital bildet.

Das Schweizerische Rote Kreuz hat in der Zeit von 1950 bis 1970 563 Lehrerinnen ausgebildet, die neben zahlreichen Unterrichtsschwestern von Krankenpflegeschulen und leitenden Schwestern in Spitälern Kurse an die Bevölkerung erteilen. Diese stets wachsende Aufgabe des Schweizerischen Roten Kreuzes lässt sich wohl am besten an einigen Zahlen ermessen: Von 1958 bis 1970 wurden in 655 Kursen insgesamt 6102 Rotkreuz-Spitalhelferinnen ausgebildet. 4706 Kurse mit 52 537 Teilnehmern in zwölf Jahren — diese Zahl bezieht sich auf die Kurse zur Einführung in die häusliche Krankenpflege. In einem Zeitraum von vierzehn Jahren konnte der Kurs zur Pflege von Mutter und Kind 599mal erteilt werden und eine Besucherzahl von 6441 Teilnehmern verzeichnen.

Der Beitrag des Roten Kreuzes an den Frieden

Alain Modoux

Das Rote Kreuz wurde vor mehr als hundert Jahren auf dem Schlachtfeld von Solferino geboren. Seine erste Aufgabe hiess, den Verwundeten Hilfe zu bringen. Solange das Werk des Roten Kreuzes noch nicht gefestigt und weltweit anerkannt war, hielt man sich strikt an diesen engumrissenen Aufgabenbereich. Das höchste Ziel des Roten Kreuzes bestand jedoch stets darin, den Frieden in der Welt aufrechtzuerhalten, auch wenn man sich mit den bescheidenen zur Verfügung stehenden Mitteln nicht der Illusion hingeben durfte, dem Krieg selbst Einhalt gebieten zu können. Das Rote Kreuz bemühte sich jedoch stets, die furchtbaren Auswirkungen des Krieges zu mildern. In diesem Sinne schrieb Louis Appia, einer der Begründer des Roten Kreuzes: «Lasst uns lautstark unserem tiefen Bedauern, unserem Schmerz darüber Ausdruck geben, dass wir nicht mehr tun können! Lasst uns gegen die grosse kollektive Ungerechtigkeit protestieren, die man Krieg nennt und die nur eine der Ausprägungen des Bösen in der Welt ist!»

Gustav Moynier, der erste Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, hat die Tätigkeit des Roten Kreuzes zugunsten des Friedens so umschrieben: «Durch unsere Bemühungen, den Notleidenden auf den Schlachtfeldern zu helfen, haben wir der Sache der Friedensgesellschaften indirekt einen guten Dienst erwiesen, denn ihr Ziel ist es, Brüderlichkeit unter den Völkern zu verbreiten und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den völkertrennenden Geist der Rivalität und des Hasses zu beseitigen.»

Trotz der Begrenzung des Aufgabenkreises des Roten Kreuzes waren sich seine Gründer also von Anfang an bewusst, dass sie durch ihre Initiative und durch ihre selbstlose Tätigkeit auf dem Schlachtfeld den Geist der Brüderlichkeit verbreiteten und so die Voraussetzungen dafür schufen, dass dieser Geist später in zahlreichen Herzen Wurzeln schlagen konnte.

Gewiss bedurfte es noch einer Reihe von Jahren, bis sich innerhalb des Roten Kreuzes die Ansicht durchgesetzt hatte, dass humanitäre Aktionen in Friedenszeiten ebenso von Nutzen seien wie in Kriegszeiten und dass das Rote Kreuz durch sein Eintreten für die Menschen zur Festigung des Friedens beitrüge.

Erst seit 1919 finden sich in den Appellen und Resolutionen der internationalen Konferenzen deutliche Hinweise und grundlegende Beiträge zu jener Rolle, die das Rote Kreuz bei der Erhaltung eines dauerhaften Friedens spielen kann. Von dieser Zeit an war die Rotkreuzbewegung von der Idee des Kampfes für den Frieden erfüllt, weil ihre Mitglieder sich der moralischen Verpflichtung über die